

Die Sphinx.

Eine seltsame Geschichte von Amy v. Bausuns.

In dem lichten Gartensalon lehnte die junge Gräfin Firnburg in einem beizten, atmospärischen Anstich, der mit wunderbarem, gelbem, etwas verblühten Brokatstoff überzogen war. Sie trug ein elfenbeinfarbenes Spitzengewand, das die herrlichen Arme und Schultern frei ließ; in den schmalen Händen hielt sie lässig eine schneidende Rose, die sich wie ein Blüthen aus dem hellen Kleid abhob. Um den Hals schlängeln sich mehrere Reihen ausserordentlich schimmernder Perlen, dazu trug die schöne Frau in den rosigen Ohren und an den Fingern, sowie in den dichten Wellen des üppigen rothbraunen Haars fast überreichen Schmuck von wunderbaren Brillanten.

Gräfin Hildegunde Firnburg wurde gemalt und hatte dazu den gesamten berühmten Familien-Schmuck angetan, der sich schon seit mehreren Generationen im Hause der Grafen forterbt hatte. In diesem Schmuck waren sie alle gemalt, die Frauen des alten Geschlechts. Oben im Bibliothekzimmer hingen die Bilder und goldenen Runden von dem Glanz und Weichheit des Hauses.

Professor Grader, der berühmte Meister schöner Frauen, sah vor seiner Staffelei, auf der das beinahe fertige Bild der Gräfin stand. Er unterbrach seine Arbeit einen Augenblick und sagte mit bedauerndem Kopfschütteln: „Schade, gnädigste Gräfin, daß sich die Brillantensphinx nicht mehr in Ihrem Familienbesitz befindet, die ich auf fast allen Bildern der einstigen Gräfinnen Firnburg gesehen habe.“

Die Angeredete nickte: „Ja, Herr Professor, es ist schade, aber es trübt mich immerhin, nicht die einzige Firnburg zu sein, auf deren Bild das eigenartige Schmuckstück fehlt, von dem die Chronik unseres Hauses erzählt, daß es bereit in dem Besitz Maria Stuarts gewesen sein soll. Bereits die Großmutter meines Mannes ist ohne die Sphinx gemalt, ebenso seine Mutter.“ Sie zuckte die Achseln: „Wo die Sphinx hingekommen, niemand weiß es. Vater und Großvater meines Mannes standen schon ebenso vor diesem Rätsel wie wir. Das ganze Schloß ist mehrmals und gründlich danach durchsucht worden, auch sonst wurde bereits eifrig geforscht, aber trotz des Suchens und Forschens fand sich weder die Sphinx selbst, noch eine Spur, wo sie geblieben; es ist merkwürdig.“

Der Professor ließ abermals ein halbblaues „Schade“ hören, dachte aber, daß er eigentlich nichts so besonders Merkwürdiges an dem Abhandentommen eines Schmuckstückes, noch dazu eines so aparten, schönen, finden könne. Erstens konnte es sein letzter Besitzer zu Geld gemacht haben, und zweitens, gefahren wird noch heute, und gierige Hände, die sich unbedürftig um „Rein und Dein“ nach fremdem Gut ausstrecken, hat es zu allen Zeiten gegeben.

Die Gräfin schien die Gedanken des Professors zu erraten, denn mit seinem Lächeln fuhr sie fort: „Aus Geldnot wurde die Sphinx sicher nicht veräußert, denn die Firnburgs besitzen allzeit ihr reiches Vermögen zusammen. Man behauptet sogar behäuflich, die Firnburgs seien geizig. Nun könnte das Schmuckstück noch geflohen worden sein, aber auch diese Annahme zerfällt.“

Jetzt brüllte das Gesicht Professor Graders eine leichte Neugierde aus. „Darf ich auch das „Warum“ erfahren, gnädigste Gräfin?“

„Weshalb denn nicht,“ antwortete die Dame des Hauses liebenswürdig zurück, „und wenn ich Ihnen das „Warum“ erklären haben werde, dann begreifen Sie vielleicht zugleich erst richtig, aus welchem Grunde wir und zwei Generationen vor uns die Sphinx besonders im Schiffe suchen.“

„Ich bin aufs äußerste gespannt.“ „Da kommen Sie aber, bitte, von der Staffelei fort, Herr Professor, denn ich kann Ihnen die Geschichte nicht so rasch erzählen und fürchte haben Sie auch genug gelacht.“

Begehrig erhob sich der Leitzschulterige Mann, räumte seine Utensilien beiseite, rieb mit einem schneidenden: „Die Hände wasche ich mir später fortsetzen, jetzt bin ich zu ungeduldig,“ nahm er der Gräfin gegenüber Platz.

Die schöne Frau quittierte mit einem Nicken und begann: „Ungewöhnlich seltsam ist die Legende, die auf Ihrem Bild die Sphinx trägt. Sie soll eine Frau von sonderbarem Charakter gewesen sein. Sehr klug, aber wenig beliebt. Besonders ihre maßlose Spottlust und Bosheit, die sie an jedem, ohne Unterschied, ausließ, wenn es ihr paßte, machte sie gefürchtet und verhaßt. Nun gibt in unserer Familie die Mär, daß an der Sphinx das Bild der Firnburgs liegt, und wenn die kluge Frau wirklich auch jederseits nicht daran geglaubt hat, so mag es ihr dennoch ein Vergnügen bereitet haben, durch Verhöhnungen des Schmuckes anderer Klugheit ein wenig zu angähnen. Jählich oder nicht, jedenfalls aber war den Firnburgs, die

nach ihr kamen, das Glück wenig hoch. Ihr einziger Sohn, meines Mannes Großvater, stürzte vom Gaul, brach sich beide Hüfte und lebte als Krüppel ein elendes Leben. Sein Sohn, meines Mannes Vater, war die letzte Jahre vor seinem Tode tief sinnig und menschlichen Gott sei Dank, mein Mann ist gesund.“ Das Antlitz der Erzählenden ward sehr ernst, „aber von der Sphinx darf ich ihm nicht mehr sprechen, seit auch seine Nachforschungen danach vergeblich geblieben, denn wenn ich davon rede, wird er so seltsam, und ich meine dann, er glaubt wirklich, daß an der Sphinx das Glück des Hauses hängt. Ich muß dann immer daran denken, daß sein Vater tief sinnig geworden und das beängstigt mich zuweilen.“

„Aber teuerste Gräfin, das sind Hirngespinnste,“ beruhigte der Professor.

„Mag sein, ich will es wenigstens hoffen.“ Die junge Schönheit konnte einen kleinen Seufzer nicht unterdrücken. „Doch nun hören Sie weiter, das Interessanteste kommt noch. Dazu muß ich aber von Spille Firnburg weitersprechen. Nicht vor ihrem Tode, da rief sie ihren Sohn und sagte zu ihm, falls ihm das Glück des Hauses wert sei, möge er sich Papier und Feder zurechtlegen und aufschreiben, was sie diktiert. Der Sohn zögerte natürlich keinen Augenblick, dem mütterlichen Verlangen zu entsprechen. Es war ein Vers, ein seltsamer Vers, den sie ihm diktierte, und der Sohn begriff ihn nicht. Doch als er ihn zu Ende geschrieben und die Mutter um eine Erklärung bitten wollte, da schloß Frau Spille die Augen zum ewigen Schlummer. Sie hätte ganz gut noch ein wenig mit dem Sterben warten können, aber das war natürlich nur Bosheit von ihr. Die Ueberlebenden sollten sich quälen, den Vers zu erklären, der seinem Inhalt nach im engsten Zusammenhang mit der Brillantensphinx stand, die man bald nach dem Begräbnis der Verstorbenen vermischte. Die Niederschrift des Verses ist verloren gegangen, aber alle Firnburgs kannten ihn auswendig, er vererbte sich wie ein Vermächtnis und regt immer wieder dazu an, nach der Sphinx zu suchen.“

„Und darf auch ein Außenstehender den Vers erfahren?“ Des Professors Hand spielte mit seinen Bartspitzen. „Nicht jeder, Herr Professor,“ erklang die Antwort, aber Ihnen will ich ihn nicht vorenthalten.“ Und langsam zitierte der hübsche Mund: „Zähl nicht von rechts, doch fünf von links, Dann grüßet sicher dich die Sphinx, Doch eifrig ihr ein Nägelein Tief in die breite Stirn hinein, Glaub' mir, dann lehren wohl zurüd.“

Die Sphinx und auch des Hauses Glück!“

Einen Augenblick herrschte tiefste Stille in dem Gartensalon, dann löste es sich langsam von des Mannes Lippen: „Fürwahr, ein seltsamer, rätselhafter Vers.“ „Sie können sich denken, daß so wohl meines Mannes Großvater, sein Vater, als auch mein Mann selbst alles taten, um die Bedeutung des Verses herauszubringen, und dadurch die Sphinx und das Glück zurückzugewinnen,“ fuhr die Gräfin fort. „Alle möglichen Gegenstände wurden gezählt und hinter oder unter dem fünften von links nach dem Verschwinden gesucht. Die Räume im Park, die Fenster, Türen, Zimmer mußten dazu herhalten, ja, mein Mann stellte sogar alle möglichen mathematischen Rechenempfehlen mit den Dielen auf. Draußen vor dem Tor, die alte Sphinx aus Sandstein, hat keinen Kopf mehr, weil ihr wohl gar zu viele „Nägelein“ in die breite Stirn gehohlet wurden. Aber trotz allem, die Brillantensphinx kam und kommt wohl auch nicht mehr zum Vorschein, und Spille Firnburg hat ihr boshaftes Mitlein ordentlich geföhlt.“

Minutenlang verharrte der Professor in Sinnen, dann meinte er: „Der Vers und die ganze geheimnisvolle Geschichte könnte mich reizen, auch nach der Sphinx zu suchen.“

„Um Gotteswillen, Herr Professor, tun Sie es nicht,“ warnte die Gräfin halb ernst, halb scherzhaft, „das Rätsel der Sphinx ist unlösbar.“ „Sie mögen recht haben, Frau Gräfin,“ gab der Künstler zu und erhob sich, „jedoch aber danke ich für die Erzählung, selbstverständlich spreche ich zu keinem Menschen davon.“

„Ich werde jetzt gehen, um mich umzuleiden.“ Auch Hildegunde Firnburg stand auf. „Auf Wiedersehen bei Tisch.“ Mit grazilösem Reigen des feinen Köpfchens schritt sie an dem Maler vorbei, der ihr mit einer Verbeugung die dritte Abschiedsgrüße.

Der Professor überlegte, womit er seine Zeit bis zum Essen ausfüllen sollte und entschied sich dafür, die Bildtafel aufzukleben, in der sich die Frau abbildet befinden. Die Spille Firnburg wollte er sich noch einmal ordentlich ansehen, die eine so kluge, boshafte und häßliche Dame gewesen sein sollte.

„Hinter dem Bild muß eine Oeffnung sein,“ sagte der Maler, aimlos vor Eifer, „wir sollten das Bild herabnehmen.“

Der Graf, von dem Entschlusse des anderen angezogen, erklärte sich sofort bereit dazu, und bald stand Spille Firnburgs Portrait auf der Erde gegen die Wand gelehnt und es schien, als ob ihre spöttischen Augen jede Bewegung der beiden Männer verfolgten.

Wo sie die Spitze des Nagels durchdrungen, zeigte sich ein kleines Loch in der Stofftafel, und ohne Besinnen erweiterte der Graf die winzige Oeffnung, indem er den Zeigefinger hindurchstieß. „Heureka, ich glaube, wir sind auf rechter Fährte,“ jubelte er und zerree den mürben Brokat auseinander und eine handbreite Spalte in der Mauer ward frei. Mit bebenden Fingern zog der Graf ein verträubtes Obenholzfächchen daraus hervor, und mit bebenden Fingern öffnete er es. Da schimmerten den beiden Männern an derer

Leife vor sich hinstummend, stieg er die alte, schneidwerkverzerrte Treppe hinauf und betrat den langen schmalen Saal, in dem die reichhaltige Bibliothek untergebracht war. Rechts und links grüßten sie ihn den Wänden herunter, die Herren und Damen, die alle einmal auf Erden den Namen Firnburg getragen.

Professor Grader wandte sich den Frauenportraits zu, die auf der rechten Seite hingen. Sie schmückte alle der gleiche, fast ein wenig überlebend wirkende Schmuck, den auch die junge Gräfin besaß, doch trugen sie noch eine seltsam geformte Kette um den Hals mit einer großen Sphinx von Brillanten, in dunkelgelönter antiker Goldumfassung.

Ob sie diese Sphinx wirklich besitzen besaßen, die arme unglückliche Schottenlänigin, deren größtes Verbrechen wohl ihr heißes Herz gewesen. Möglich! Vielleicht war sie auch nur eine jener Sagen, wie sie oft an alten Schmuckstücken haften. Jedenfalls aber war's ein herrliches, seltenes Stück gewesen, und man vermochte zu begreifen, daß energisch versucht worden war, das Verlorene wieder aufzufinden, wie die Gräfin vorher erzählt.

Der Professor machte vor einem Bilde Halt, das eine stolze, spöttisch-blickende Frau zeigte. „Spilla, Gräfin von Firnburg, 1770—1810“ stand darunter.

Aufmerksam betrachtete er die Sphinx, die an der breiten Kette befestigt war, die sich um den Hals der dunsthaarigen Frau wend und dann schritt die hohe Männergestalt weiter von Bild zu Bild. Sieben Frauenportraits hingen an der rechten Wand und auf allen sah man die Sphinx, nur auf den beiden letzten Bildern nicht, wodurch der Professor, auch ohne die Unterschrift zu lesen, wußte, daß diese zwei Portraits die Großmutter und die Mutter des jetzigen Schicksalsherrn darstellten. Bei diesem Betrachten kam es ihm bählig gedanklos von den Lippen: „Zähl nicht von rechts, doch fünf von links,“ und von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, begann er die Frauenbilder zu zählen.

Das fünfte von links war sie ja selbst, die boshafte Spille Firnburg, vielleicht war er des Rätsels Lösung auf der Spur, und „Zähl nicht von rechts, doch fünf von links.“

„Dann grüßet sicher dich die Sphinx,“ erklang es hinter ihm, und als sich der Künstler umwandte, stand er dem Schloßherrn gegenüber, der ihm freundlich die Hand reichte und erklärend meinte: „Ich wollte mir ein Buch aus der Bibliothek holen und finde Sie nun hier, wie es scheint, dabei, das alte Verses Tiefe zu ergründen. Meine Frau sprach Ihnen wohl davon. Lassen Sie's, es ist verlorene Liebesmüh.“ Ein melancholischer Zug spielte um seinen Mund: „Am die Sphinx tät es mir nicht leid, aber um Firnburgs Glück ist's schade!“

Der andere hörte kaum, was der Graf sprach, er stand noch immer vor Frau Spilles Bild und sprach nach: „Dann grüßet sicher dich die Sphinx,“ dabei deutete seine Rechte auf die gemalte Brillantensphinx, die Spille trug. Noch einmal sprach er die Zeile und der Graf begriff, welchen Gedankenausgang der Professor verfolgte, und ließ gar, indem er nachdenklich das gemalte Schmuckstück genau betrachtete:

„Zähl nicht von rechts, doch fünf von links,“

„Tief in die breite Stirn hinein,“

Dann fuhr er fort: „Wenn man genau wußte, ob man des Rätsels Lösung fände, wäre es wohl nicht schade, ein Nägelein durch die breite Stirn der Sphinx zu bohren und damit zugleich durch das Bild der boshaften, spöttischen Frau Spille.“

„Ich restauriere es, daß keine Spur zurückbleibt,“ versicherte der Maler und eilte sich, einen großen Nagel herbeizuschaffen. Doch so leicht ließ sich der nicht in die Stirn hinein bohren, dazu war ein Hammer nötig, da das Portrait auf Holz gemalt war. Doch nachdem der Nagel durch das Holz geschlagen, glitt er, ohne daß er noch einer Anstrengung bedürft hätte, in die dahinter befindliche Wand.

„Hinter dem Bild muß eine Oeffnung sein,“ sagte der Maler, aimlos vor Eifer, „wir sollten das Bild herabnehmen.“

Der Graf, von dem Entschlusse des anderen angezogen, erklärte sich sofort bereit dazu, und bald stand Spille Firnburgs Portrait auf der Erde gegen die Wand gelehnt und es schien, als ob ihre spöttischen Augen jede Bewegung der beiden Männer verfolgten.

Wo sie die Spitze des Nagels durchdrungen, zeigte sich ein kleines Loch in der Stofftafel, und ohne Besinnen erweiterte der Graf die winzige Oeffnung, indem er den Zeigefinger hindurchstieß. „Heureka, ich glaube, wir sind auf rechter Fährte,“ jubelte er und zerree den mürben Brokat auseinander und eine handbreite Spalte in der Mauer ward frei. Mit bebenden Fingern zog der Graf ein verträubtes Obenholzfächchen daraus hervor, und mit bebenden Fingern öffnete er es. Da schimmerten den beiden Männern an derer

stlicher Goldkette die Sphinx entgegen, die einst Maria Stuart gehört haben sollte.

Herrlich streckte der Schloßherr dem Professor die Hand hin und freudig bemerkt sagte er:

„Glaub' mir, dann lehren wohl zurüd.“ Die Sphinx und auch des Hauses Glück!“

Dann sprach er weiter: „Und nun, lieber Professor, kommen Sie zu meiner Frau, wir wollen ihr die gute Botschaft bringen. Fortan werden die Frauen unserer Familie wieder die Sphinx tragen, und das Glück weilt wieder auf Firnburg. Mein armer Vater hat wohl durch das Mißgeschick seines Vaters, der durch einen Sturz vom Pferd zum Krüppel ward, an die Glücksfrage der Sphinx geglaubt und ist dadurch ein Melancholiker geworden; und ich fürchte fast, auch ich war nahe daran, doch nun haben wir das Glück wieder und wollen es halten.“ Er schenkte das Obenholzfächchen. „Sonderbar,“ er schüttelte den Kopf, „daß vor Ihnen niemand auf die Idee kam, die Rechnung des Verses hier bei den Bildern zu probieren. Jetzt erscheint mir das so einfach und selbstverständlich.“

„Wie einem das meiste einfach und selbstverständlich erscheint, nachdem man es weiß!“ lächelte Professor Grader, „sehen Sie nur, Herr Graf, kommt es mir nur so vor, oder verhält es sich so, ich meine, Frau Spille von Firnburg sieht jetzt noch spöttischer aus als vorm.“

„Ja, mir kommt es auch so vor,“ der Graf machte dem an die Wand gelehnten Bild eine tiefe übermüthige Verneigung und lachte froh:

„Glaub' mir, dann lehren wohl zurüd.“ Die Sphinx und auch des Hauses Glück!“

„Freut euch des Lebens...“

Ein jeder kennt das Lied, das mit diesen Worten beginnt. Wohl ein jeder von uns hat es auch schon ungezählte Male im frühlichen Kreise gesungen, aber nur sehr wenige wissen, wem sie die Erstlinge dieses einfachen, doch gerade bezaubernden ungemein beliebten und verbreiteten Liedes zu danken haben. Wer weiß heute noch den Namen des Dichters, der vor 150 Jahren, am 12. April 1763, in Zürich als Sohn einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie geboren wurde? Nur eine kleine Gemeinde ist es, die, wenn der Becher fröhlich die Runde macht und schließlich jene zum Volksliede gewordene Melodie angestimmt wird, sich erinnert, daß als Schöpfer dieser Dichtung Johann Martin Usteri zu preisen ist. „Freut euch des Lebens“ hat Usteri für ein Fest der Züricher Künstlergesellschaft im Jahre 1793 gedichtet, doch blieb es merkwürdigerweise viele Jahre hindurch bei den Zeitgenossen unbekannt. Zuerst ist es im „Göttinger Taschenalmanach für 1796“ ohne Namen des Verfassers, jedoch mit der heute noch gesungenen Melodie, von Hans Georg Nageli gedruckt, erschienen. Erst durch Futun des Dichters und Malers David Heß ist seit 1819 der Dichter jenes Liedes dem großen Publikum bekannt geworden. Heß ist es auch, der nach dem Tode Usteris seine Dichtungen und Schriften gesammelt und herausgegeben hat. Am meisten hat Usteri in der schweizerischen Mundart geschrieben, und diese Dichtungen sind es auch, durch die sein Name in der Literaturgeschichte Bestand haben wird. Wenig Eigenart und Selbständigkeit dagegen weist ein Teil seiner hochdeutschen Dichtungen auf, die deutlich als unter dem Einfluß von Claudius und Höflich entstanden sich kennzeichnen. Usteri gehört zu jenen Auserwählten, die nicht nur Dichter waren, sondern auch Geistesgenossen in hohem Maße besaßen: in ihm regte der bildende Künstler den dachtenden, und dieser den bildenden an.

Stadtkinder. Dackisch (zur Roma auf der Alm): Ach, Roma, wie reizend, hier oben jobelt man auch schon!“

Der Hauptmoment. Bäuerin (im Theater): „Du Alter, jetzt muß ich erst a wenig a Rider machen, wenn in der Komödie einander noch kriegen, weckst mi aber.“

Wachzeitreise. Junger Chemann: „Ich möchte ein Rundreißbillet durch sämtliche Alpenländer haben!“

Wilderer und Umstand. Der Wein ist ja geköhnt.“ „Ja, aber wie nehmen nur die besten Ebenalken.“

Teufel. Du hast immer von einer Hochzeitreise nach Italien gesprochen, und jetzt sitzen wir schon die dritte Woche in München und trinken Bier.“

Verubige dich, Kind, in Italien ist das Bier lange nicht so gut.“

Verplappert. Sagen Sie, was bekommt der Hungerkünstler, der sich in Ihrem Stabtablissement probuciert?“

John Mart täglich und die ganze Verpflegung.“

Seine Schwägerin.

Eine amerikanische Geschichte von Rudolf Lucht.

Mr. Jonathan Briz tauchte eines Tages in unserem Klub auf, von irgendeinem Mitglied eingeföhrt, man wußte gar nicht wie. Er war Anfangs der Fünfziger, von einer ziemlichen Behäbigkeit, und trug sich eigentlich zu probig für unseren soliden Klub, der nichtsdestoweniger von schwerreichen Leuten besucht wurde. Mr. Briz lebte behaglich als Rentier in einem Vororte, wo er ein beliebtes Heim bewohnte, wenn man ein Kartätentabernet überhaupte noch ein Heim nennen kann und kam nur abends nach Boston, um sich gegen zwölf von seinem Automobil aus dem Klub abholen zu lassen.

Mr. Briz hatte bald die Oberleitung des Klubs an sich gerissen, da er von ganz erstaunder Beweglichkeit war und ohne Beschäftigung nicht auskommen konnte. Außerdem kostete ihn dieses Ehrenamt nur Geld und brachte zahlreiche Unannehmlichkeiten mit sich. Wie reich er war, wußte niemand mit Sicherheit anzugeben; man sprach von 40—50 Millionen, die er im Perlenhandel verdient hatte. Seine Frau war ein unbedeutendes, mit Jumelen behängtes Wesen, das nur an Festtagen sichtbar ward und gedrückt in den Eden sah, da ihr lustiger Jonathan nur mit den anderen Damen tanzte, die ihn seiner übertriebenen Galanterie weizen liebten. Sonst war er, man konnte es nicht leugnen, ein amüsanter und witziger Gesellschaftler, der fabelhafte Anekdoten zu erzählen wußte. Es war wohl nichts als eine kleine, leicht verzeihliche Schwäche, daß er immer der Held der Abenteuer gewesen war, die ihn in aller Welt gejagt hatten.

Auch seine Verwandten mußten nach seinen Worten wahre Wunderthiere sein, obgleich man niemals einen zu sehen bekam, sie lebten in den Südstaaten und in Europa, wie Mr. Briz erzählt hatte. Ein Fabelwesen selbstsamer Art aber war seine „Schwägerin“. Nie sprach er eigentlich ausführlich von ihr, niemals erzählte er ihre Lebensgeschichte, auf die wir alle neugierig waren, immer nur, wenn ein zurückkehrender Globetrotter unserer Kreise eine besonders haarsträubende Begebenheit zu berichten suchte, dann konnte man sicher sein, daß Mr. Jonathan einsprechen würde: „Auch meiner Schwägerin ist es ähnlich gegangen, als sie sich an dem erwiderten Ort befand.“

Und dann folgte die Anekdote, die er stehend, ohne auch nur einmal zu sitzen, erzählte, obgleich wir sicher waren, daß er sie augenblicklich erzählte.

Ein Schwindler war Mr. Briz sicherlich nicht, nicht einmal ein Aufschneider, er stunkerte sicherlich gern ein bißchen, obgleich ihm niemand eine Unwahrheit nachweisen konnte und er nicht sicher waren, ob er sich nicht im Grunde über das lustig machte.

Aber wie niemand ungeschädigt leben kann, wenn es der böse Nachbar anders will, so hatte auch Jonathan Briz einen Feind in unserem Klub, ohne daß er es ahnte, denn er hatte auch — was ebenfalls sonderbar war — keinen Freund. Es war dies Abfalom Freemans, der schon als junger Mensch in den Besitz eines umfangreichen Vermögens gekommen war und zumeist auf Reisen gelebt hatte, da ihm, als Junggesellen, an der Vergrößerung seines Bankkontos nichts lag. Mr. Abfalom Freemans lächelte nicht allein auf eine so impertinente Weise, wenn Mr. Briz von seiner Schwägerin zu erzählen anhub, daß es zuletzt auffällig wurde, und das Lächeln sich auf den Gesichtern aller Zuhörer fortsetzte, er ließ auch, wenn die alten Mitglieder unter sich waren, geheimnißvolle Andeutungen wie Knallerböhen fallen.

Sonderbare Person, diese Schwägerin, bemerkte er einmal. „Möchte eigentlich nur wissen, wie alt sie ist!“ Den Bürgerkrieg der „Staaten“ hat sie als kleines Kind erlebt, ist einmal in die Hände der Siouxindianer und ein andermal in die der Apachen gefallen und nur mit knapper Not vor dem Stalpierten bewahrt worden. Einmal hat sie blonde Loden gehaßt und dann wieder braunes schwarzes Haar — scheint viele Fährtenmittel zu kennen; denn, Sie erinnern sich, daß der Präsident Carnot ihren pfirsichartigen Teint gerühmt hat, während die Patti sie einmal nach dem interessanten Brau ihrer Wangen fragte. Von der Cheopspyramide ist sie gefallen, hat sich einen doppelten Unterschenkelbruch zugezogen, daß sie häufig einen Gummistrumpf tragen muß, und dennoch konnte sie im vorigen Sommer die Jungfrau und den kleinen St. Bernhard ersteigen. Um — hm!

Abfalom Freemans biß wütend ein Stück Raugummi ab und starrte mit boshaftem Lächeln auf den Verfechter, dessen Wuster seine Aufmerksamkeit zu erregen schien.

Wir haben uns verlegen an, denn daraus war noch niemand gekommen. Demiß, diese Gegenstände liegen sich nicht überbrücken; wie mochte es erst um die Dinge stehen, die wir im Laufe der Zeit gebüet, aber wieder vergessen hatten!

„Ich meine, das genügt doch wohl!“ Im übrigen will ich gegen Mr. Briz

nichts gesagt haben,“ meinte Freemans, stand auf und ging auf den Zeitungständer zu, dem er die Times entnahm, hinter deren Seiten sein ängstliches Gesicht verschwand.

Ein paar Tage nach diesem Zwischenfall biß unser Jonathan ein paar Wochen unsichtbar und kam erst wieder, als das Bridgetournier „Die Meisterschaft von Boston“ ausgeföhren wurde.

„Ihre Schwägerin —“ rief Mr. Freemans mit auffertiger Schärfe und boshaftem Augenwinkeln dazu.

„Wie? Sie wissen darum?“ — Mr. Briz starrte den anderen an. „Ja, meine liebe Schwägerin ist auf einer Seefahrt im Griesee ertrunken. Das Boot wurde vom Sturm umgeworfen... Sie wissen doch, bei jenem plöhlich hereinbrechenden Unwetter, das so viele Opfer forderte. Die Zeitungen haben ja haarscharf darüber berichtet.“

Abfaloms Gesicht wurde blau vor Erregung und ätzend wankte er in einen Nebentraum, wo er wie betäubt in einen Schaustuhl fiel, den er wütend auf und ab bewegte. „Der Kerl treibt die Freiheit denn doch zu weit,“ murmelte er, „aber warte nur mein Durchein, mal fahre ich dich doch!“ — Gott sei Dank, daß die Schwägerin lebt, ist, nun wird er ihr, hoffen wir, die ewige Ruhe gönnen.“

Kurz darauf reiste Mr. Freemans nach Europa. Mr. Briz hatte in San Francisco zu tun, so daß eine beträchtliche Entspannung eintat, und die Klubabend um vieles gemüthlicher verliefen.

Leider wollte es der Zufall, daß beide nach vier Monaten an demselben Abend wieder in den Klubräumen zusammentrafen. Abfalom Freemans sah im Rauchzimmer bei einer guten Upmann nnd erzählte seine Pariser Erlebnisse in der Tonart, in der Herren stets Pariser Erlebnisse erzählen, wenn sie unter sich sind.

Mr. Briz pflanzte sich an den Tisch des Erzählers, dem wohl dreißig Herren mit isovalem Lächeln zuhörten, bestellte sich einen Whisky mit Soda und paßte mit müthiger Geföhwindigkeit einen Augenblick ab, in welchem sein Gegner innehielt — er war noch lange nicht fertig mit seiner Geschichte — um geräuschvoll mit seinen Erlebnissen einzufallen.

„D diese Flugwoche in San Francisco!“ Jonathan jappelte vor Verärgern. „Erhebend, einfach erheben!“ „Ich bin ja sogar persönlich daran interessiert gewesen, da meine Schwägerin ja in einem Blériot aufgeflogen ist und im Höhenreord an die vierte Stelle...“

Bei den Worten Schwägerin war Freemans aufgesprungen, jetzt aber brüllte er mit überknappender Stimme: „Herr! Was erlauben Sie sich denn! Ihre Schwägerin ist vor dem Bürgerkrieg geboren — also heute eine Matrone, hat die Klavieren erforscht, ist in Tibet gewesen, hat eine Nordpolsexpedition mitgemacht, Tiger in Indien und Elefanten in Afrika geschossen, ist 1870 im kelogeten Paris gewesen, hat Carnot, die Patti, Cocouelin, Meyerber und weiß Gott Iwen gekannt! Dann ist sie neulich im Griesee ertrunken, hat hinterher, wie ich eben höre, den Doktor in Zürich gemacht, und jetzt ist sie gar in einen Aeroplan geklettert! Halten Sie uns denn für Nöbolen, daß wir über diese Widersprüche nicht stolpern sollen!“

Fröhlich lächelnd, wie immer, blickte Mr. Jonathan Briz in das wutverzerre Antlitz seines Gegners, aber um seine Mundwinkel zuckte es wie verächtliche Spott.

„Verbreitester,“ sagte er mit ungehoblich sanfter Stimme, „wozu zer Zerem? Wer sagt Ihnen denn, daß das immer eine und dieselbe Person war? Meine Frau und ich entstammen Hinzewaldlerfamilien. Ich habe zwölf verheiratete Brüder, und meine Frau hat vierzehn lebende Schwägerinnen!“ Und dann mischte er ganz ruhig seinen Whisky mit Soda...

Spöttel auf die Krinolinen.

Eine niederdeutsche Zeitschrift teilt ein Spöttel auf die Krinolinen mit, mit, das sei merzt, zur größten Freude des Publikums, auf allen Jahrmärkten von den Orgelrehera gesungen wurde, und noch denen Melodie man in den 50er und 60 Jahren des vorigen Jahrhunderts einen ganz neuen Tanz, die Esmeralda, leidenschaftlich tanzte.

Der Esmeraldtanz, der vor 50 Jahren mit großer Begeisterung aufgenommen wurde, scheint jetzt der Vergessenheit wieder anheimgefallen zu sein, was auch weiter nicht schade ist.

Es wurde getanz: Galopp, Galopp und Polka-Schritt, Galopp, Galopp und Polka-Schritt ufo. „Siedt man jetzt die Damen ziehen: Welt verkehrter Krinolinen, Welche eng und welche weit, Welche schmal und welche breit, In der Hand 'nen schönen Fächer, Deine sind so dünn wie Sieder, Unterm Schuß ob seine Söhnen, Strümpfe sind so schwarz wie Aoklen.“

Wär recht schön hier in Berlin, Gib's nur keine Krinolinen, Mal, grüne Hal, Raban, tum se bedacht! Die Köstche sit im Akerloch Und flukt den Krinolinentrad